Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte

Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden

Band: 33 (2016)

Artikel: "Niemandskinder" : Erziehung in den Heimen der Stiftung Gott hilft, 1916-2016

Autor: Luchsinger, Christine

Kapitel: Einleitung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-939159

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EINLEITUNG

Wie in einer Familie? – Aufwachsen im Heim

Heimkinder wurden im Laufe der letzten hundert Jahre zuerst als ‹verwahrlost›, dann als ‹schwererziehbar›, später als ‹verhaltensgestört› und ‹verhaltensauffällig› oder als ‹traumatisiert› bezeichnet, um nur einige der Zuschreibungen zu nennen. Haben sich die Kinder so stark gewandelt? Sind sie schwieriger geworden, wie es so oft heisst, oder psychisch kränker, wie in den 1970er-Jahren diagnostiziert wurde? Das vorliegende Buch vermittelt eine andere Sicht. Es geht darauf ein, dass jede dieser Zuschreibungen mit einem bestimmten pädagogischen Vorgehen in den Kinderheimen verbunden wurde. Dieses Vorgehen – die Fremderziehung – hat sich enorm gewandelt. Etwas plakativ könnte man behaupten, dass in der Zwischenkriegszeit ‹Heimmütter› und ‹Heimväter› den Kindern die Eltern zu ersetzen versuchten. Eine ‹Heimat› im Heim sollte die «Niemandskinder» – wie sie der *Gott hilft*-Gründer nannte – zu neuen Menschen machen, erzogen im christlichen Glauben. Dieser Anspruch erwies sich oft als nicht durchsetzbar; die Kinder wurden zwischen den neuen Heimfamilien und ihren eigenen zerrissen, wobei letztere sich die Kindswegnahme meist nicht einfach gefallen liessen.

Pragmatischer, wenn gleich immer noch nicht einfach, war das Ziel, die Kinder und Jugendlichen durch die Heimerziehung zu einem selbstbestimmten Leben zu befähigen. Dieses Ziel besteht bis heute. Den nunmehr ausgebildeten Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen stehen Instrumente und Methoden zur Verfügung, die ihre Erziehung deutlich von einer familiären Erziehung unterscheiden. Ein ‹Ersatz› der Familie wird nicht mehr angestrebt. Wiederum etwas zugespitzt könnte man von einem herzlichen Arbeitsverhältnis im Heim sprechen, bei dem die Kinder mit den Erziehenden heute an gemeinsam vereinbarten Zielen ‹arbeiten›. Den Kindern wird dabei ein hohes Mass an Selbstreflexion und Übernahme von Verantwortung für ihr eigenes Handeln abverlangt.

Mit Erziehung ist in diesem Buch *nicht* die Schule gemeint. Erziehung geschieht vor, nach, neben und nur zu einem kleineren Teil während des Schulunterrichts. Es ist die oft unscheinbare Tätigkeit, die für die Mehrheit der Kinder die Eltern übernehmen. Sie umfasst so Banales, wie die Vermittlung der Fähigkeit, den Alltag selbst zu gestalten, oder so Anspruchsvolles, wie die Ausprägung eigener Wertvorstellungen und eines Verantwortungsbewusstseins gegenüber sich und den Mitmenschen. Erziehung ist eine informelle Form der Bildung.[1]

Die Heimerziehung war und ist eng mit den jeweiligen Vorstellungen der Zeit von Familie, von Frauen und Männern, von Kindheit und Jugend verbunden. Medizinische und psychologische Normen und Diagnosen stehen am Ursprung ihrer Methoden. Die Heim- oder Fremderziehung steht im Spannungsfeld zwischen dem staatlichen Kindesschutz und dem Respekt vor der Privatheit der Familie. Noch in den 1960er-Jahren schwankten die Erziehungsvorstellungen zwischen der Notwendigkeit einer aufopfernden Erziehungsperson und einer professionellen Distanz zu den zu erziehenden Kindern. In den 1970er-Jahren konzentrierte sich die Bildungspolitik auf die Separation und kurz darauf auf die Integration belasteter Kinder. Dies waren nur einige der einschneidenden Veränderungen in der Vorstellung von Erziehung. Der wohl grösste Wandel vollzog sich in der Wahrnehmung der Kindheit im Laufe des 20. Jahrhunderts.

Aus heutiger Sicht ist es einfach, im Rückblick blinde Flecken und Vorurteile aufzudecken, wie folgende zwei Beispiele zeigen:

1. Die zuweisenden Stellen nahmen den ledigen Müttern bis in die 1960er-Jahre die Kinder weg und platzierten sie in Kinderheime – die oft von alleinstehenden Frauen geleitet wurden (mindestens in den *Gott hilft*-Institutionen). Während den einen Frauen die Erziehungsfähigkeit grundsätzlich abgesprochen wurde, galten andere ohne eine weitere Überprüfung als dafür geeignet.
2. Die Körperstrafen und Demütigungen der Kinder, die im Heim wie in den Familien mindestens bis in die 1970er-Jahre verbreitet waren, können im Nachhinein im Zusammenhang mit dem Erziehungsziel der Unterordnung erklärt, wenn auch nicht entschuldigt werden. Erst als Kinder als ebenbürtig mit den Erwachsenen – nicht als gleich! – wahrgenommen wurden, konnte ein anderer Umgang mit Strafen gefunden werden. Dieser Prozess dauerte beinahe über das gesamte 20. Jahrhundert an.

Erziehung mit Gottes Hilfe

Der hauptsächliche Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf dem Verständnis von Erziehung in den *Gott hilft*-Kinderheimen. Der Blick auf die Pädagogik einer Institution wie *Gott hilft* rollt dabei ein Stück Sozial- und Kulturgeschichte auf, das bisher bei der Aufarbeitung der Geschichte der Schweizer Kinderheime kaum im Fokus stand.[2]

Das erste der *Gott hilft*-Heime wurde von einem ehemaligen Heilsarmistenpaar im Churer Rheintal – mitten im Ersten Weltkrieg – auf abenteuerliche Art gegründet. Die Stiftung *Gott hilft* entwickelte sich rasant und umfasste in den 1950er-Jahren zwölf Heime mit über 300 Kindern in mehreren Kantonen.

Damit gehörte sie zu den grossen Kinderheimstiftungen in der Schweiz. Auch heute noch hat sie vor allem im Kanton Graubünden weitreichende Bedeutung in der Kinder- und Jugendhilfe. Ab den 1930er-Jahren weitete die Stiftung ihr Tätigkeitsfeld auf einen Bibeldienst, auf christliche Hotels, auf ein Alters- und Pflegeheim, auf eine Heimerzieherschule (heute: Höhere Fachschule für Sozialpädagogik), auf Projekte im Ausland und auf Beratungsangebote aus. Diese institutionellen Zweige werden in der vorliegenden Arbeit nicht untersucht; sie konzentriert sich auf die Kinder- und Jugendhilfe.

Ihren christlichen Wurzeln – und ihrem Namen – ist die Stiftung *Gott hilft* in den hundert Jahren ihres Bestehens treu geblieben. Sie hat sich jedoch von der Mission gelöst und ist offener geworden. In der Überzeugung, dank christlicher Liebe liessen sich sogar die schwierigsten Kinder auf einen guten Weg bringen, durchlief die Stiftung anfänglich Hochs und Tiefs, bis sie sich in den 1960er-Jahren zu einer Professionalisierung des erziehenden Personals entschied. Auch damit blieb die Fremderziehung ein anspruchsvolles Betätigungsfeld, eng verbunden mit den gesellschaftlichen Normen, denen sie zu genügen, die sie aber auch zu hinterfragen hatte. Die Rolle des Staates, der sich etwa im Kanton Graubünden erst ab den 1950er-Jahren für die Heimerziehung zu interessieren begann, blieb lange ambivalent und ohne klare Vorstellungen.

Leben im Kinderheim

Die Frage nach dem Erziehungsverständnis gewinnt erst Kontur, wenn man versucht, die Stellung und die Rolle der Heimkinder mit ihrem Gegenüber, den Erziehenden, zu verbinden. Was waren es für Kinder, die in den Heimen erzogen wurden? Wie wurden sie von den Erziehenden wahrgenommen und wie gestaltete sich der gemeinsame Alltag in den Heimen? Diesen Fragen widmet sich der zweite Schwerpunkt des Buches.

Die Frage nach den Heimkindern ist nicht einfach zu beantworten, da die Kinderdossiers der Stiftung *Gott hilft* nur für die Jahre nach 2000 vollständig erhalten sind. Aber Annäherungen sind möglich. Viele der Kinder waren Opfer häuslicher Gewalt, des Missbrauchs, der Verwahrlosung; die meisten stammten aus armen Verhältnissen, einige waren Waisen. Die Fremdplatzierung während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Teil der damals rudimentären und diskriminierenden Sozialpolitik. Heute sind die Einweisungen wesentlich differenzierter, auch zurückhaltender, obwohl sich viele der Gründe für Platzierungen nicht fundamental geändert haben.

Man würde aber den Kindern nicht gerecht, wenn man sie nur als Opfer schildern würde. Sie hatten ihre Geschichte vor dem Eintritt ins Heim, sie

verfügten über Strategien zum Überleben und oft über eine grosse Selbständigkeit und Erfahrung. Wie gingen sie mit dem Verlust der (Herkunfts-)Familie und ihrer Autonomie um? Im Kinderheim waren sie bis in die 1950er-Jahre einem harten Arbeitsalltag und strengen Regeln unterworfen. Wie hielten sie das aus? Worin liegen die prägnanten Unterschiede zum Heimalltag heute? Wenn ein Kinderheim nicht mehr ‹Heimat› sein soll, was ist es dann?

Vielen dieser Fragen kann aufgrund der Quellenlage vor allem durch die Wahrnehmung der Erziehenden in den *Gott hilft*-Heimen nachgegangen werden. Sie lebten bis zur Jahrtausendwende diakonisch, das heisst, sie arbeiteten ohne Lohn und bildeten zusammen mit den Kindern eine enge Lebensgemeinschaft. Der Alltag war für sie noch strenger als für die Kinder, ihr Einsatz war hoch, so dass viele überfordert waren. Es entstanden liebevolle Beziehungen zwischen Erziehenden und Kindern. Kinder, die massiv gegen die Regeln verstiessen, erhielten oft eine zweite oder dritte Chance. Es gab aber auch ungerechtfertigte Sanktionen, moralischen Druck und es kam zu Übergriffen. Die Geschichte der Stiftung *Gott hilft* stellt deshalb auch eine Geschichte des Lernens als Institution im Umgang mit Gewalt und grenzverletzendem Verhalten dar.

Der Auftrag der Stiftung

Die Leitung und der Stiftungsrat der Stiftung *Gott hilft* möchten mit dem Auftrag zur Aufarbeitung ihrer Geschichte Verantwortung für ihr früheres Handeln übernehmen. Sie stellen sich auf den Standpunkt, dass sie der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig sind, da sie einen öffentlichen Auftrag erfüllen. Die Stiftungsleitung hat sich entschieden, die Debatten der letzten Jahre über Missbräuche und desolate Zustände in früheren Kinderheimen als Chance zu nutzen. Mit der Aufarbeitung der Geschichte der Erziehung in der Stiftung soll ein Beitrag zu einer Sozialgeschichte geleistet werden, die in der Schweiz bisher ein ‹dunkler Fleck› ist. Dunkel, weil vieles geschah, das nicht hätte geschehen dürfen – auch bei *Gott hilft*. Dunkel ist die Geschichte aber auch, weil man noch wenig darüber weiss, warum Kinder fremdplatziert und wie sie ‹fremd›erzogen wurden. Die Stiftung hat sich bewusst dafür entschieden, ihre Geschichte von aussen aufarbeiten zu lassen, um ihr pädagogisches Handeln auch für Menschen transparent zu machen, bei denen nicht der Glaube an erster Stelle steht.

Dieses Buch ist weder Anklage noch Entschuldigung. Es zeigt strukturelle und menschliche Schwächen ebenso auf, wie es ausserordentliche Pioniere und durchdachte Konzepte würdigt. Es ist gut möglich, dass diese Geschichte für einen Teil der Mitarbeitenden und für einen Teil der ehemaligen Heim-

kinder nicht ihre Geschichte sein wird, sondern einfach eine Geschichte der Stiftung. Das subjektive Erleben steht mit gleicher Berechtigung neben der historischen Aufarbeitung.

Dass sich diese historische Untersuchung auch an die Analyse des *heutigen* Erziehungsverständnisses in der Stiftung *Gott hilft* wagt, hängt mit meinen beruflichen Erfahrungen zusammen. Bis 2014 war ich unter anderem verantwortlich für die Bewilligungen, die Ausrichtung von Staatsbeiträgen und die Aufsicht über die Kinder- und Jugendheime im Kanton Zürich (Bildungsdirektion). Das Wissen aus dieser Funktion war für die Stiftung *Gott hilft* mit ein Grund für die Vergabe des Auftrags.

Forschungsstand und Quellenlage

Seit den späten 1980er-Jahren besteht in der Schweiz ein wachsendes Interesse an der Geschichte fremdplatzierter Kinder, aber die Forschungslücken sind weiterhin gross.[3] Die vorliegende Untersuchung befasst sich mit einem Teil dieser Lücken: Im Blick auf die Heimerziehung spiegeln sich die vorherrschenden Familiennormen – und Geschlechterzuschreibungen – sozusagen von aussen. Aber auch der Wandel der Kindheit bzw. der ‹Jugend› im Laufe des 20. Jahrhunderts wird in der Fremderziehung reflektiert, da sie unmittelbar darauf reagieren musste. Konsequenter als die private, familiäre Erziehung hatte sie den Wechsel von einer Erziehung zu Gehorsam und Unterordnung zu einer solchen in Ebenbürtigkeit zu vollziehen. Die Sozialpädagogik erarbeitete sich damit ein Wissen, das gesamtgesellschaftlich weitgehend (noch) unbekannt ist.

Zur Aufarbeitung des Alltags im Heim trägt die Untersuchung ein weiteres Puzzleteil bei, obwohl dazu in letzter Zeit bereits mehrere Forschungen publiziert wurden.[4] Die Geschichte der *Gott hilft*-Kinderheime bietet Einblick in eher kleine, vom evangelischen Glauben geprägte Heime in den Kantonen Graubünden, Zürich, Appenzell, St. Gallen und Tessin. Der bisherige Forschungsschwerpunkt lag auf eher grossen, meist katholischen Heimen.

Für den Kanton Graubünden, wo die Stiftung während des gesamten Zeitraums an mehreren Standorten vertreten war und ist, stellt die vorliegende Arbeit einen Baustein in der Aufarbeitung der Geschichte fremdplatzierter Kinder dar. Eine weitere Studie im Auftrag der Bündner Regierung wird sich vor allem der Behördenpraxis und den rechtlichen Grundlagen im Bereich fürsorgerischer Zwangsmassnahmen widmen.[5] Erst diese Untersuchungen werden es ermöglichen, das Verhältnis zwischen dem Staat und den Kinderheimen genauer zu bewerten. Hier bleiben vorerst Lücken bestehen, die im Rahmen dieser Arbeit nur unzureichend abgedeckt werden können.[6]

Die Entscheidprozesse und die Beziehungen Kind – Eltern – Vormund/Beistand – Kinderheim konnten mangels aufbereiteter Quellen aus den einzelnen Gemeinden kaum untersucht werden. Enttäuschend ist die dünne statistische Basis zu diesen Fragen bis in die Gegenwart. Wenig Vorwissen liegt über die Gründe von Heimplatzierungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor; hierzu sind Forschungen im Gange.[7] Trotz schmaler Quellenbasis wird die These aufgestellt, dass einige der Gründe für Heimplatzierungen in den 1950er- und 1960er-Jahren verschwanden (zum Beispiel die Massenarmut oder die ‹Unehelichkeit› der Kinder), während andere Ursachen sich bis heute nicht grundlegend verändert haben.

Die Quellen für diese Untersuchung stammen vorwiegend aus dem umfangreichen Archiv der Stiftung *Gott hilft,* welches sich in Zizers befindet. Sie wurden ergänzt durch Material aus dem Staatsarchiv Graubünden. Neben den Jahres- und Trimesterberichten *(Mitteilungen)* waren insbesondere die internen Berichte aus den einzelnen Heimen ab 1962 *(Blaue Berichte),* sieben Tagebücher von ehemaligen Mitarbeiterinnen (1922–1963), die Protokolle der Leitungssitzungen sowie überlieferte Lebensläufe von Interesse. Für die moderneren Akten gewährte mir die Stiftung Zugang zu sämtlichen Geschäftsleitungs- und Stiftungsratsprotokollen sowie zu den strategischen Grundlagendokumenten. Einsehen konnte ich auch alle Unterlagen über untersuchte Vorfälle von Gewalt oder Missbrauch sowie die von der Stiftung gesammelten Berichte von ehemaligen Heimkindern (mit deren Einverständnis). Eine grosse Lücke betrifft die Kinderdossiers, die die Stiftung seit 1934 führte, aber aus Gründen eines falsch verstandenen Persönlichkeitsschutzes vor wenigen Jahren vernichtete.[8] Ab dem Jahr 2000 sind diese Dossiers erhalten und ich konnte sie einsehen. Auch die verwendeten Bilder stammen aus dem noch weitgehend ungeordneten Fotofundus der Stiftung. Sie vermitteln zwangsläufig einen Einblick in die erfreulicheren Momente des Heimalltags. Dennoch sprechen sie für sich und lassen erkennen, wie sich der Blick auf die Kinder in den letzten hundert Jahren gewandelt hat.

Um die Quellenlage zu verbessern wurden zusätzlich Interviews durchgeführt, die insbesondere die Sicht auf den Alltag im Heim zu unterschiedlichen Zeitspannen ergänzen sollen. Die Interviews waren bewusst schwach strukturiert und boten den Interviewpartnerinnen und -partnern die Möglichkeit, selber Akzente zu setzen. So wurden sechs Gespräche mit Menschen geführt, die in den 1950er-, 1960er- und in den 1980er-Jahren in *Gott hilft*-Heimen aufgewachsen sind bzw. heute in einer der Institutionen leben. Für die gleichen Zeiträume wurden vier (ehemalige) Mitarbeitende interviewt. Zudem waren mehrere Gespräche mit aktuellen und mit ehemaligen Leitungspersonen

möglich. Alle Gespräche stellen unverzichtbare, wenn auch teilweise sich widersprechende Elemente in der Geschichte der Erziehung der Stiftung *Gott hilft* dar.

Aufbau und Terminologie

Das vorliegende Buch gliedert sich in zwei Hauptteile: Die Kapitel 2 bis 4 beschäftigen sich mit dem *Leben im Heim*, während die Kapitel 5 bis 7 das *Erziehungsverständnis* thematisieren. Das Erziehungsverständnis wird dabei in drei Perioden beleuchtet, 1920 bis 1940 (Kap. 5), 1960 bis 1980 (Kap. 6) und nach 1990 (Kap. 7). Eine ähnliche Periodisierung strukturiert das Kapitel 2 über die Kinder. Eingerahmt werden die beiden Teile mit einem Überblickskapitel (Kap. 1) und einem kurzen Kapitel über die Gesamtstiftung *Gott hilft* (Kap. 8). Schlüsselpersonen der Stiftung und einzelne Besonderheiten werden jeweils mit einer Box hervorgehoben (vgl. Verzeichnis S. 304).

Das Vokabular in den Kinderheimen hat sich im Laufe der hundert Jahre sehr verändert. So sind die Kinder heute offiziell Klientinnen und Klienten, die Heime werden als pädagogische Angebote bezeichnet. Die meisten dieser Namensänderungen werden hier entlang der Zeitachse nachvollzogen und begründet – nur die Kinder bleiben in der gesamten Untersuchung Kinder, wobei die Jugendlichen eingeschlossen sind.

Sämtliche Namen von Kindern sind über den gesamten Zeitraum anonymisiert. Sie tragen Fantasienamen und werden in den Zitaten aus den Kinderdossiers oder Interviews mit geänderten Initialen versehen. Auch die Interviewpartnerinnen und -partner werden – ebenso wie aktuelle Mitarbeitende – nicht namentlich genannt, ausser es handelt sich um die Leitungsmitglieder. Weibliche und männliche Bezeichnungen werden nicht immer gleichzeitig aufgeführt. Dort, wo es den Schreibfluss störte, wurde wahlweise die eine oder die andere Form verwendet.

Das Buch wurde nach den Regeln einer wissenschaftlichen historischen Arbeit verfasst, aber über allem stand der Vorsatz, dass es verständlich bleibt – auch oder gerade für interessierte Leserinnen und Leser ohne einen wissenschaftstheoretischen Hintergrund.